

Friederike Bauer: Kofi Annan. Ein Leben. 2. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 2005, 352 Seiten, 19,90 EUR, ISBN 3100096479.

Friederike Bauer, FAZ-Journalistin und eine der wenigen deutschsprachigen UN-Spezialistinnen ihrer Branche, hat vergangenes Jahr die weltweit erste Biografie des aktuellen Generalsekretärs der Vereinten Nationen (VN), Kofi Annan, herausgebracht. Mit einer klaren und sachlichen Sprache zeichnet sie den Lebensweg und beruflichen Werdegang des 62jährigen Ghanaers nach.

Dass die persönliche Entwicklung des VN-Generalsekretärs eng mit seinem professionellen Werdegang verknüpft ist, deutet bereits der kurze Titel des Werkes an. „Kofi Annan – Ein Leben“ beschreibt den Aufstieg eines jungen Afrikaners aus einer wohlhabenden Ghanaer Familie, der sich während des Studiums in Richtung USA orientiert und sein Berufsleben – abgesehen von einer zweijährigen Pause – außerhalb seines Heimatkontinents verbringt und den Vereinten Nationen widmet.

Sein Lebenslauf eines Weltbürgers spiegelt die Ideale der UN wider und macht ihn zum ersten Generalsekretär, der aus der internationalen Organisation selbst hervorgeht. Vielleicht ist es gerade diese Verknüpfung von Annans Leben mit den Vereinten Nationen, welche dem Werk Bauers weniger den Charakter einer Biografie als vielmehr das Flair eines Zustandsberichts der politischen Arbeit des Generalsekretärs verleiht.

Dies wird auch in der Struktur des Werkes deutlich, das sich in drei Teile gliedert: Der Aufstieg, die Agenda und die Amtszeit. Die drei Überschriften erwecken den leicht trügenden Eindruck, als hätte der Ghanaer von Kindesbeinen an den höchsten Posten bei den Vereinten Nationen angestrebt. Tatsächlich ist Kofi Annan zwar bereits nach Ende seines Studiums direkt bei den VN eingestiegen und hat sich stetig hochgearbeitet – dass ihn dieser Weg bis an die Spitze bringen würde, war jedoch nicht von vornherein abzusehen und noch weniger geplant.

Der Generalsekretär bleibt seinen afrikanischen Wurzeln in seiner Arbeit verbunden und macht den „vergessenen Kontinent“ zu einem Schwerpunkt seiner Agenda. Dieses sowie weitere Themen, auf die er seine Arbeit fokussiert, wie Frauenrechte, Wirtschaft und die Reform der Vereinten Nationen, behandelt Friederike Bauer ausführlich in einzelnen Unterkapiteln des Teils, der sich der Agenda der zwei Amtszeiten Kofi Annans widmet und den Schwerpunkt des Buches bildet.

Die Verbundenheit Kofi Annans mit den Vereinten Nationen geht weit über ein bloßes Arbeitsverhältnis hinaus – für ihn ist die internationale Organisation die Plattform, um seinen Traum von weltweitem Frieden und einer globalen sozialen Marktwirtschaft zu verwirklichen. Seine Ideale bestimmen seine große Hingabe zu seiner Arbeit, die für ein Privatleben nur noch wenig Zeit lässt.

So dürfen beim Lesen der Biographie nur wenige Überraschungen über den privaten Kofi erwartet werden. Stattdessen hat Friederike Bauer dank sorgfältiger Recherchearbeit eine ausführliche und ausgewogene Rückschau auf die Amtszeit des Generalsekretärs und eine qualifizierte Bewertung seiner Agenda geschaffen.

Höhepunkte der Karriere Kofi Annans betreffen vor allem die sogenannten „weichen“ globalen Herausforderungen. Der Generalsekretär kann auf beträchtliche Erfolge im Kampf gegen HIV/AIDS zurückblicken und hat viel Lob für die Einrichtung des „Global Compact“ und die Vereinbarung der ehrgeizigen „Millennium Development Goals“ geerntet. Diese diplomatischen Erfolge hebt die Autorin genauso hervor wie die Rückschläge, die der Generalsekretär während und vor seiner Amtszeit, insbesondere was seine sicherheitspolitische Agenda betrifft, immer wieder erfahren musste. Die Autorin versäumt es dabei nicht, auf die Reflektion und Lernprozesse hinzuweisen, die Desaster wie Ruanda und Srebrenica bei Kofi Annan in Gang gesetzt haben. Ohne diese Katastrophen – und die Kritik, welche er dafür einstecken musste – sei sein weiterer Werdegang nicht zu verstehen.

Durch ihre jahrelange Korrespondentintätigkeit im New Yorker Hauptquartier der Vereinten Nationen hat Friederike Bauer umfassende Einblicke in die Arbeit und Persönlichkeit Kofi Annans gewinnen können. Zahlreiche Interviews mit dem Generalsekretär, seinen Mitarbeitern und Weggefährten, die sie speziell für diese Publikation geführt hat, machen ihr Werk zu einem fundierten und glaubhaften Bericht über den Chef der größten und wichtigsten internationalen Organisation. Aus akademischer Perspektive störend ist allerdings die Tatsache, dass die Autorin viele Zitate aus den diversen Interviews nicht mit Quellenangaben belegt.

Friederike Bauer zeichnet ein sensibles Porträt des Generalsekretärs, das seine Stärken und seine Schwächen ausgewogen darstellt. Nicht nur die Grenzen des Amtes fesselten Annan immer wieder die Hände, sondern er lasse es mitunter auch an „Härte“ mangeln. Dieser weiche Führungsstil habe ihm jedoch große Loyalität unter seinen Mitarbeitern, eine hohe moralische Integrität und ein positives Image in der Öffentlichkeit eingebracht. Kofi Annan gilt als populärer als alle seine Vorgänger. Bauer beschreibt, wie diese öffentliche Anerkennung Kofi Annans mit der Verleihung des Friedensnobelpreises 2001 ihren Höhepunkt fand, den er, anders als sein Vorgänger Dag Hammerskjöld

bereits zu Lebzeiten erhielt, und wie diese Anerkennung in den vergangenen Jahren erschüttert wurde.

Friederike Bauer scheut nicht davor zurück, ehrlich und detailliert die Herausforderungen zu behandeln, die dem Image des VN-Generalsekretärs und seiner Handlungsfähigkeit am Anfang des 21. Jahrhunderts zugesetzt haben: den internationalen Terrorismus, die innerhalb der internationalen Gemeinschaft äußerst kontrovers diskutierten Antworten der USA darauf, die erneute Eskalation des Palästina-Israel-Konflikts sowie die jüngsten Korruptionsvorwürfe an die Vereinten Nationen und das ungeklärte Mitwirken Kofi Annans Sohnes Kojo dabei.

Dem schwierigen Verhältnis der internationalen Organisation zu ihrem Gründer und größten Geldgeber, den Vereinigten Staaten, widmet Friederike Bauer ein ganzes Kapitel. Die amerikanische UN-Skepsis gehört zu den größten Herausforderungen in Kofi Annans Amtszeit. Schade daher, dass eine englische Übersetzung des Werkes bislang noch nicht vorliegt. Zum Ende seiner Amtszeit in diesem Jahr wäre eine große Öffentlichkeit für den Generalsekretär, sein Amt sowie die Organisation, der er vorsteht, äußerst wünschenswert.

Auch wenn der Lebensweg Kofi Annans in erster Linie der eines Bürokraten ist und diese Biographie daher nicht die Inspiration bietet, welche beispielsweise die Lebensläufe von Annans Vorbildern Mahatma Gandhi und Martin Luther King hervorrufen, so macht das von Friederike Bauer verfasste Porträt die Bedeutung der Vereinten Nationen eindrucksvoll deutlich und liefert ein Plädoyer für ihren Fortbestand und Ausbau in der Zukunft. Welche Rolle die internationale Organisation in der Zukunft haben wird und welchen Einfluss ihr jetziger Generalsekretär über das Ende seiner zweiten Amtszeit hinaus in ihr haben wird, lässt Friederike Bauer offen – eine dritte Amtszeit werde es für Kofi Annan nur geben, wenn er persönlich darum gebeten werde, so verlaute es aus seinem Umfeld.

*Henriette Rytz, Universität Potsdam*

Petra Gerster, Michael Gleich (Hg.): Die Friedensmacher. München: Carl Hanser Verlag 2005, Gebunden, 248 Seiten, 24,90 EUR, ISBN 3446403124.

Dieses Buch ist in jeder Hinsicht etwas Besonderes: Ein wunderschönes Buch. Nicht nur ein anrührendes Titelbild, sondern auch zahlreiche ausdrucksstarke Fotos in schwarzweiß und in Farbe; Menschenbilder, Bilder von Menschen, die den Frieden suchen und finden; Geschichten über Friedensprojekte, die der Wissenschaftsjournalist Michael Gleich rund um die Welt aufgespürt hat, begleitet von Topfotografen. Entstanden sind elf Foto- und Textreportagen über „Friedensmacher“ – so unterschiedlich wie die Länder, die Konflikte und die Lösungsansätze. Es sind einfühlsam und analytisch geschriebene Portraits

von Menschen, ohne die es diese Projekte nicht gäbe. Und trotzdem sind die Beiträge nicht zu personalisierten Friedensgeschichtchen geraten. Man merkt bei jeder Zeile, hier wurde gründlich recherchiert, beobachtet, zugehört, nachgefragt und kritisch beurteilt. Die qualitativ und ästhetisch hochwertigen Bilder sind keine oberflächlichen Bebilderungen von Texten. Sie sagen selbst viel über die Friedensmacher aus.

Friedensmacher zum Beispiel in Israel/Palästina, wo deutsche Benediktinermönche, mitten im Unfrieden und zwischen den verfeindeten Palästinensern und Israelis, einen Raum der Sicherheit und der Gewaltfreiheit für Reflexion und Dialog geschaffen haben: „Gott wohnt zwischen den Fronten“. In den Medi(t)ations- und Gebetsräumen der Benediktiner finden gebeutelte und leidende Angehörige beider Seiten Ruhe und Raum zur friedlichen Begegnung. Beeindruckend ist auch, wie die deutschen Mönche diesen gefährlichen Standort bewahren, um bedrohten und drangsalierten Palästinensern zu helfen, die von Israel gesetzten Grenzen ihrer Ghettos zu überwinden und ertragen zu können.

Friedensmacher zum Beispiel in Nordirland: „Zwei Extremisten und der Kalte Frieden“. Das sind Menschen, die aus eigener Erfahrung und Einsicht den Ausweg aus dem wahnwitzigen Bürgerkrieg, aus der Sackgasse von Gewalt und Gegengewalt gesucht und gefunden haben; Exkombattanten, die heute nach verbüßter Strafe als Sozialarbeiter alles tun, damit die nachwachsende Generation nicht auch gewalttätig wird. Und es gibt viel zu tun. Denn die Ursachen des nordirischen Bürgerkrieges waren nicht die Religionsunterschiede, sondern soziale Unterschiede, Benachteiligung, Arbeitslosigkeit, Armut und Respektlosigkeit. Nach dem überraschenden Friedensschluss war die öffentliche Aufmerksamkeit schnell abgeklungen und damit auch die Bereitschaft, in Frieden zu investieren. Das Projekt zeigt, wie langwierig und schwierig der Weg zum dauerhaften Frieden ist und wie fragil die Verhältnisse immer noch sind. Ohne langen Atem der Friedensmacher würde der Waffenstillstand schnell brüchig, aus halbem Frieden würden todbringende Auseinandersetzungen.

Friedensmacherin, das ist zum Beispiel eine junge Ärztin aus Tadschikistan. „Elena vermittelt“ in Mazedonien zwischen muslimischen Mazedoniern und christlichen Albanern. Wie circa 150 andere OSZE-Beauftragte versucht sie, zwischen den Konfliktparteien Vertrauen zu schaffen für ein friedliches Miteinander. Als Tochter eines muslimischen Vaters und einer christlichen Mutter kennt sie den religiösen Dialog und lebt glaubwürdig den Religionsfrieden in der eigenen Familie. In der Konfliktregion Mazedonien hilft genau diese persönliche Erfahrung und Glaubwürdigkeit, immer wieder den alten Hass zu bekämpfen und drohende Streitigkeiten erfolgreich zu deeskalieren. Es sind aber nicht nur religiös motivierte Konflikte, sondern auch ethnisch-sozi-

ale Misstrauenskulturen und Ausgrenzungsmechanismen, die auf dem Balkan Frieden so schwer und Mediation so wichtig machen. Frieden machen heißt letztlich, aus Waffenstillstandsabkommen und Verträgen einen Versöhnungsprozess einzuleiten, täglich aufs Neue.

Friedensmacher, das ist zum Beispiel „Herr Narasingham und der Aufbau Nord“ in Sri Lanka. Als Bürgerkriegsflüchtling nach Deutschland gekommen, inzwischen mit deutschem Pass, ist er zurückgekehrt in seine alte Heimat, baut Häuser und Schulen für und mit Taubstummen, Witwen und Waisen, unterstützt die Familien beim Aufbau einer ökologisch vorbildlichen landwirtschaftlichen Existenz. Frieden braucht auch eine wirtschaftliche Basis – das ist seine Überzeugung. Aus dem Projekt des Wiederaufbaus sind zahlreiche Projekte geworden mit finanzieller Unterstützung aus deutscher Entwicklungshilfe. Die Herkunft von Rohini Narasingham und seine interkulturelle und politische Kompetenz sind dabei genauso hilfreich wie seine praktischen Fähigkeiten. Privates Engagement und öffentliche Unterstützung haben ein kostengünstiges Aufbauprojekt entstehen lassen. Ein Beispiel für neue Entwicklungszusammenarbeit. Ein Beispiel für Frieden durch Entwicklung. Und: Frieden braucht Initiativen von unten.

Friedensmacher, das ist zum Beispiel eine ganz andere Polizeiarbeit in einer amerikanischen Stadt: „Cops machen Kulturrevolution“ – gemeindeorientierte Polizeiarbeit statt gewalttätigem Polizeiterror, entwickelt von einer ehemaligen Friedensaktivistin als Leiterin einer Polizeiakademie. Jahrzehntlang versuchte die Polizei erfolglos, der wachsenden Gewalt in der Stadt New Haven Herr zu werden. Dabei wurden Polizisten selbst zu Gewalttätern. Der rechtsbrecherische, gewalttätige Umgang der Polizei mit Verdächtigen verschärfte die Gewaltsituation lediglich. Polizisten wurden selbst zu Opfern von Gewalt, rechtsfreie, kriminelle Räume entstanden, wurden von der Polizei gemieden und die Gewalt nahm trotz oder gerade wegen der Härte der Polizei zu. Diesen Teufelskreis der Gewalt in der Stadt hat Kay Codish durchbrochen mit einem völlig neuen Ansatz „community policing“. Sie brachte die PolizistInnen in ihrer Akademie dazu, sich mit den Menschen und Milieus der Stadt auseinanderzusetzen, um die sozialen Ursachen von Gewalt zu verstehen. Sie brachte die Cops zur Einsicht, dass die Zahl der Verhaftungen kein Erfolgsbeweis, sondern eher ein Beleg dafür sind, dass sie bei der Prävention versagt haben. Die Polizei von New Haven wandelte sich in fünf Jahren von einer paramilitärischen Organisation gegen Verbrechen zur sozial-geschulten Gemeindepolizei mit dem Schwerpunkt: Vermeidung von Verbrechen und Gewalt durch kluge Präventionsarbeit. Dazu zählen Präsenz und Ansprechbarkeit im Wohngebiet, Moderation und Mediation bei Konflikten sowie der Aufbau eines Netzwerks von sozialer Verantwortung und Gewaltprävention im Quartier. Das Ergebnis ist beeindruckend. Gewalt und Gewaltverbrechen, Mord und Totschlag haben

deutlich abgenommen im Vergleich zu früher, als sich die Polizei vor allem durch Härte auszeichnete.

Friedensmacher, das ist zum Beispiel „Tacheles reden auf hoher See“ – ein *peaceboat* hilft Frieden lernen. Auf einem alternativen japanischen Kreuzfahrtschiff reisen hunderte von FriedensfreundInnen rund um den Globus, machen Halt an Konfliktherden und (ehemaligen) Kriegsschauplätzen, um die Hintergründe der Gewaltausbrüche besser zu verstehen. Die lange Fahrt auf hoher See ist zugleich eine Entdeckungsreise zu sich selbst und zur eigenen (Un-)Friedfertigkeit.

Friedensmacher, das ist zum Beispiel Yelia Ag Muhammed Ali, Abkömmling einer angesehenen Tuaregfamilie, der zusammen mit zwei deutschen Entwicklungshelfern und Mitteln der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit im Kriegsgebiet im Norden Malis Bewässerungsprojekte, Wasserpumpen, landwirtschaftliche Hilfsgeräte, Gesundheitsstationen und vieles andere mehr ins Land bringt. Voraussetzung dafür, dass man Unterstützung aus der „Friedenskasse“ bekommt, ist Frieden. Konfliktparteien müssen sich von der Gewalt lossagen und kooperieren. Nur wer bereit ist, zum Beispiel mit anderen das wertvolle Wasser zu teilen, hat die Chance auf Geld zum Beispiel für eine Wasserpumpe und Bewässerung. Geld gegen Frieden ist Geld für den Frieden. Aber die Menschen müssen ihn wollen. (Geld kann man bringen, den Frieden nicht).

Friedensmacher, das sind zum Beispiel SozialarbeiterInnen im Knast in Südafrika, die durch mutige Mediationsarbeit „schweren Jungs“, größtenteils Mördern, mit „sanfter Hand“ gewaltfreie Konfliktbewältigung beibringen oder Friedensmacher in Brasilien, die in den Favelas von Rio der extremen Gewalt mit einem umfassenden Konzept für Bildung, Sozialarbeit, Mediation und gemeindeorientierter Polizei begegnen. Inzwischen ist aus dem einen Projekt ein Projektnetz entstanden mit über 1000 hauptamtlichen MitarbeiterInnen, über 3000 Freiwilligen, die in über 300 Favelas für sozialen Frieden sorgen. Das Megaprojekt wird finanziert von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Spenden von denen, die es deutlich besser haben und Verantwortung übernehmen.

Alle Projekte sind ansprechend beschrieben: die besondere Arbeitsweise, der eigenwillige Ansatz, die Vorgeschichte, das Umfeld, die Schwierigkeiten und die Erfolgsgeschichte. Jedes Projekt ist exemplarisch und steht für einen bestimmten Friedensansatz. Michael Gleich ordnet und deutet im letzten Drittel des Buches die Projekte und formuliert Thesen, wie man Frieden angeht, was Friedensmacher auszeichnet und wie sie erfolgreich Frieden machen. Dabei kommt er zu einer überraschenden Erkenntnis: Nicht nur die Medien, auch die Wissenschaft ist kriegsfixiert. Wie man Frieden macht, ist auch wissenschaftliches Neuland. Ein deutlicher Fingerzeig für die Politikwissenschaft und Friedensforschung, sich stärker mit Friedenswegen und Methoden der Konfliktbewältigung auseinanderzusetzen. Es gilt, die Friedenskompetenz

wissenschaftlich zu entwickeln. Interessant ist auch Gleichs Beitrag „Peace economics – wie sich Frieden auszahlt“, gespickt mit beeindruckenden Kriegs- und Friedenszahlen. Frieden rechnet sich.

Übrigens: das Projekt „Peace counts“ wurde von Michael Gleich initiiert und über 3 Jahre maßgeblich vom Auswärtigen Amt über „zivik“ mit jährlich 250000 € unterstützt. Die exzellente beiliegende CD-Rom wurde vom Tübinger Institut für Friedenspädagogik gestaltet und von der Deutschen Stiftung Friedensforschung gefördert. Ohne diese öffentliche und politisch gewollte Förderung wäre ein solches Projekt in dieser Qualität nicht möglich gewesen. Hinzu kommt, dass einige der besuchten Projekte über den AA-Haushaltstitel „friedenserhaltende Maßnahmen“ bezuschusst wurden und werden. Das entstandene Buch ist Teil eines mehrstufigen Medienpaketes (unter anderem mit Zeitschriftenbeiträgen) mit dem Ziel „Expeditionen in wachsende Wälder“ (Mitherausgeberin Petra Gerster im Vorwort) des Friedens anzustoßen, d.h. der täglichen Kriegsberichterstattung in den Medien Friedensreportagen entgegenzusetzen.

Das Buch „Die Friedensmacher“ ist so schön und interessant wie schwerge- wichtig. Im Kaufpreis ist eine Spende für eines der Friedensprojekte enthalten. Es ist empfehlenswert als wertvolles Buchgeschenk für FriedensfreundInnen. Es macht Mut und Freude bei der Lektüre. „Die ermutigende Botschaft dieses Buches ist“, so Petra Gerster: „Ich muss nicht Jesus, Ghandi oder Mutter Teresa sein, um mich zu engagieren. Friedensmacher sind ganz normale Menschen“, die friedlich einen starken Willen und gewisse Friedenskompetenzen haben.

Wenngleich bewusst nicht wissenschaftlich spröde geschrieben und auch nicht für die Zielgruppe Politik- und FriedensforschungstudentInnen, so könnte gerade diese Gruppe damit eine Menge lernen. Eventuell fühlt sich der eine oder die andere junge WissenschaftlerIn angeregt, die Kunst, Frieden zu machen, wissenschaftlich zu erarbeiten.

Und vielleicht kann Petra Gerster eines Tages im Rahmen der täglichen Nachrichten neben Kriegsmeldungen auch Berichte über weitere Friedensprojekte präsentieren, weil das Interesse „am Wachsen der Wälder“ des Friedens wächst.

*Winfried Hermann, MdB*

Ramesh Thakur/Andrew F. Cooper/John English (Hg.): *International Commissions and the Power of Ideas*. Tokyo/New York/Paris: United Nations University Press 2005, 317 Seiten, 38,27 Euro, ISBN 92-808-1110-X.

Im Vergleich mit den UN-Weltkonferenzen haben internationale Kommissionen, die eine ganze Reihe von Berichten zu globalen Fragen verfasst haben, nur geringe weltweite Beachtung erhalten.

Dies könnte daran liegen, dass die Berichte der hochrangig besetzten Kommissionen – so gehörten zu ihren Vorsitzenden so bekannte Politiker wie Willy Brandt, Olof Palme und Gro Harlem Brundtland – nicht unmittelbar zu Reformen im Bereich der Vereinten Nationen geführt haben.

Ziel der Kommissions-Berichte war, globale Probleme grundlegend zu analysieren und neue Konzepte für deren Verständnis sowie neue Ansätze für ihre Lösung zu entwickeln. Die konkrete Umsetzung in die Politik der Staaten sollte dann späteren UN-Weltkonferenzen vorbehalten sein. Die Kommissionen waren als Vordenker gedacht. Das vorliegende Buch macht deutlich, dass sie dieser Rolle durchaus gerecht geworden sind. Es plädiert dafür, sich eingehender mit den Konzepten und Ideen zu befassen, welche in den Berichten der internationalen Kommissionen oft zum ersten Mal formuliert oder zumindest neu formuliert wurden, und der Frage nachzugehen, inwieweit die Berichte nicht über die Tagesaktualität hinaus eine Langzeitwirkung in der internationalen Politik entfaltet haben.

Im Folgenden beschränke ich mich auf die Kapitel, die die bekanntesten Berichte untersuchen.

Im einleitenden Kapitel des Buches führen Andrew Cooper und John English aus, worin sie die Bedeutung der internationalen Kommissionen sehen: vor allem in deren Fähigkeit, die bis dahin vorherrschende außenpolitische Perspektive des „Realismus“ durch andere Überlegungen zu ergänzen, vor allem durch neue Konzepte, die globale Güter und „global governance“ in den Mittelpunkt stellen. Die Berichte böten der sich entwickelnden „multilateralen Diplomatie“ eine solide Faktenbasis sowie Argumentationshilfen, um sich neben der „alten“ bilateralen „klassischen“ Diplomatie behaupten zu können.

Dabei wurden die Kommissionen bei ihrer konzeptionellen Grundlagenarbeit nicht nur von einer großen Zahl von akademischen Experten, sondern ebenso von nichtstaatlichen Organisationen (NGOs) unterstützt, die in den Kommissionen eine Möglichkeit sahen, ihr Faktenwissen, aber auch ihre Lösungskonzepte in die außenpolitische Debatte einzubringen. Die relativ große konzeptionelle Übereinstimmung der einzelnen Berichte erklärt sich durch eine große personelle Kontinuität: Viele der Kommissionsmitglieder waren an zwei, manche sogar an drei Kommissionen beteiligt.

Obwohl die Kommissionen in der Regel ihre Arbeit mit Unterstützung des UN-Generalsekretärs durchgeführt haben, stellen Cooper und English fest, dass die Kommissionen dennoch ein hohes Maß an politischer Autonomie gegenüber der UNO und deren Mitgliedstaaten gezeigt haben. Dies ist vielleicht auch dem politischen Gewicht ihrer Vorsitzenden zu verdanken.

Die größte Aufmerksamkeit hat dabei zweifellos die Brandt-Kommission auf sich gezogen, mit der sich Jean-Philippe Thérien in seinem Beitrag beschäftigt. Sie hatte sich in ihrem Mandat ein ehrgeiziges Ziel gesetzt: Lösungsvorschläge für die gravierenden wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu finden, die den Weltfrieden nach Auffassung der Kommission ebenso bedrohten wie das militärische Wettrüsten zu jener Zeit. Aufbauend auf einer stringenten Analyse der globalen Armut und Unterentwicklung formuliert der Bericht „North – South: A Program for Survival“ (1980) einen moralischen Imperativ der Solidarität, der über wechselseitige Interessen der Staaten an Entwicklungszusammenarbeit weit hinausgeht und viel zur großen Wirksamkeit des Berichts beigetragen hat.

Kurzzeitig schien es sogar, als ob der Bericht einen so starken Einfluß auf die internationale außenpolitische Debatte ausüben könnte, daß er direkte politische Ergebnisse zeitigen könnte: Im Oktober 1981 kam es zu einem Nord-Süd-Gipfel in Cancún (Mexiko). Die Entwicklungsländer unter den Konferenzteilnehmern hofften, Cancún könne zum Startpunkt für globale Verhandlungen über eine Reform der Weltwirtschaft werden. Die USA und die übrigen Industrieländer sahen einen solchen Reformbedarf nicht, deshalb scheiterte die Konferenz.

So lässt sich für den Brandt-Bericht konstatieren: Er hatte keinen direkten Einfluss auf die internationale Politik, weil die Industrieländer des Nordens die vorgeschlagenen Reformen ablehnten. Seine eher langfristige Wirkung lag und liegt darin, daß er erstmalig die globalen Interdependenzen sowohl den außenpolitischen Akteuren, aber auch der breiteren Öffentlichkeit bewusst gemacht hat, vor allem den Zusammenhang zwischen Sicherheitsfragen und Entwicklungspolitik.

Der Brandt-Kommission war es gelungen, den Zusammenhang zwischen Entwicklung und Frieden in der internationalen Debatte zu etablieren. Dies gelang ebenso der Palme-Kommission, wie Geoffrey Wisemans Beitrag belegt, in ihrem Bericht „Common Security: A Programme for Disarmament“ (1982) mit ihrem Konzept der „gemeinsamen Sicherheit“, das eine Alternative zum bis dahin dominierenden Konzept der „wechselseitigen Abschreckung“ und vor allem mit der „nicht-offensiven Verteidigung“ im Bereich der konventionellen Rüstung einen Ausweg aus dem Wettrüsten bot.

Im Gegensatz zu den Berichten von Brandt und Palme, die sich auf die Bereiche Entwicklung und Sicherheit konzentrieren, legte die Brundtland-Kommission in ihrem Bericht „Our Common Future“ (1987) den Akzent

auf den Umweltschutz, und zwar auf den Zusammenhang von Entwicklung und Umwelt. Wie Heather Smith in ihrem Beitrag darlegt, mußte sich die Kommission mit dem Dilemma beschäftigen, wie Wirtschaftswachstum und Entwicklung mit dem Schutz der Umwelt zu vereinbaren seien. Die Kommission stellte als Lösungs-Konzept die „nachhaltige Entwicklung“ („sustainable development“ im englischen Originaltext des Berichts) in den Mittelpunkt ihres Berichts. Dabei wird „nachhaltige Entwicklung“ definiert als „Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.“<sup>1</sup>

Smith stellt fest, dass die Kommission mit ihrem Bericht „eine neue Ära in der globalen Umweltdebatte“ eröffnen konnte. Dieser Bericht hat die Grundlagen für zwei UN-Weltkonferenzen, die Konferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio 1992 und die Konferenz für Nachhaltige Entwicklung in Johannesburg 2002, geschaffen, welche die globale Umweltpolitik entscheidend vorangebracht haben.

Die Stärken der Berichte der Commission on Global Governance und der International Commission on Intervention and State Sovereignty sind eher in der systematischen Analyse außenpolitischer Problemlagen zu sehen: Der Bericht der ersteren „Our Global Neighbourhood“ (1994) analysiert, wie Andy Knight deutlich macht, die globalen Wandlungsprozesse, die eine gemeinsame Antwort der Staaten und Gruppen der Zivilgesellschaft auf die Auswirkungen diesen globalen Wandels erfordern.

Der Bericht der letzteren „The Responsibility to Protect“ (2001) rückt als neues außenpolitisches und völkerrechtliches Prinzip die „Verpflichtung, Schutz zu gewähren“ in den Mittelpunkt. Ramesh Thakur erläutert in seinem Kapitel, wie die Kommission den Versuch unternimmt, das Dilemma zwischen Staaten-Souveränität und Interventionsverbot auf der einen und Pflicht zum Eingreifen bei humanitären Katastrophen auf der anderen Seite mit einem Konzept zu lösen, das im Gegensatz zum bisher dominierenden Konzept der „humanitären Intervention“ weniger das Prinzip der Intervention von außen als die Verantwortung aller Beteiligten (Bevölkerungsgruppen, Staat, Staatenregion und Weltgemeinschaft) für den Schutz der Menschen hervorhebt.

Die im vorliegenden Buch enthaltenen Berichte internationaler Kommissionen machen deutlich, dass sie alle wichtige Beiträge zum Verständnis globaler Probleme oder regionaler Konflikte geliefert haben. Es ist aber auch Edward Luck zuzustimmen, der eine Reihe von Schwächen in den Kommissionsberichten ausmacht: Die Kommissionen seien oft zu sehr von den Staaten des Nordens dominiert worden, die politische Umsetzbarkeit bei den Vorschlägen

<sup>1</sup> Weltkommission für Umwelt und Entwicklung, *Unsere gemeinsame Zukunft*, Greven 1987 (deutsche Übersetzung der englischen Originalausgabe), S. 46

sei zu wenig berücksichtigt und dementsprechend auch das „Follow-Up“ nach der Veröffentlichung der Berichte oft vernachlässigt worden.

Dagegen lässt sich einwenden, dass die politische Umsetzung auch nie Aufgabe der internationalen Kommissionen gewesen ist. Cooper und English verdeutlichen in ihrem schon erwähnten Einleitungskapitel, dass die Kommissionen unter sehr unterschiedlichen außenpolitischen Rahmenbedingungen gearbeitet haben und in unterschiedlichem Maß von den UN-Mitgliedstaaten unterstützt worden sind. Die internationalen Kommissionen haben auf jeden Fall ihre Aufgabe erfüllt und die internationale Diskussion über globale Fragen seit Mitte der 80er Jahre durch entscheidende neue Impulse vorangebracht. Das Buch von Thakur, Cooper und English ist jedem zu empfehlen, der die Arbeit der Kommissionen, die von ihnen entwickelten Konzepte und deren Wirkungsgeschichte näher kennenlernen möchte.

*Helmut Volger, Falkensee/Berlin*

Shirley V. Scott: *The Political Interpretation of Multilateral Treaties*, Leiden/Boston: Martinus Nijhoff Publishers, 2004, 222 Seiten, 118.90 €, ISBN 90-04-13968-0.

Verrechtlichung von staatlichen Beziehungen ist ein in den letzten Jahren stark bearbeitetes Feld innerhalb der Internationalen Beziehungen. In den meisten Arbeiten wird jedoch im Wesentlichen die rechtliche Dimension als eine Institution aufgefasst, die bestimmte Aufgaben im internationalen System erfüllt. Somit passt sich das Internationale Recht gut in das Gedankengebäude des Institutionalismus ein und wird als zwar besondere, aber doch häufige Kooperationsform zwischen Staaten begriffen. Der Fokus der Forschung liegt im Allgemeinen auf der Kooperation, bei der Recht einen Bestandteil bildet. Diese Sichtweise stellt zumeist den Zugang der Forscher zum Thema. Shirley V. Scott versucht in dem vorgelegten Werk einen anderen Weg zu gehen: Sie möchte eine Theorie entwickeln, welche hilft, aus einem Vertragstext heraus eine politikwissenschaftliche Interpretation desselben zu lesen, die Rückschlüsse über die Kooperationsbedingungen und die dahinter liegenden Ideen liefert.

Um diese Aufgabe zu bewältigen, muss die Autorin sich zunächst von den klassischen Interpretationsmustern der Internationalen Beziehungen verabschieden. Bisher war die Interpretation von internationalen Verträgen im Wesentlichen rechtswissenschaftlicher Natur. Ziel dieser Interpretation war, die rechtliche Bedeutung und ihre genaue Ausdeutung zu klären. Die politische Auslegung muss jedoch klären, wie sich der Text des Vertrages zum politischen Kontext verhält. Eine politische Theorie sollte es ermöglichen, durch die inhaltliche Auslegung des Vertrages zu einem besseren Verständnis der politischen Vorgänge zu kommen, welche ihn formten und begleiteten. Hierdurch

kann die Interaktion von Recht und Politik geklärt werden. Es muss ein Ansatz gewählt werden, der Internationales Recht und seine Komponenten, Prinzipien und Regeln aus einer von außen kommenden und von der Rechtsauslegung getrennten Position beobachtet, ohne diese aber durch andere Konzepte zu ersetzen. Als Vergleich hierzu zieht die Autorin die Entwicklung der Internationalen Politischen Ökonomie heran. Diese behandelt wie die (neo-)klassische Ökonomie das Themenfeld der Internationalen Wirtschaft und wendet eine Vielzahl unterschiedlicher Theorien an. Diese Disziplin eint die externe Sichtweise und die gemeinsame Ansicht, dass viele Probleme in diesem Feld nicht in den strikten Grenzen der neoklassischen Ökonomie gelöst werden können. Die Autorin sieht das Internationale Recht und insbesondere Internationale Verträge als Sprache der Internationalen Politik, wobei die Interaktion der Beteiligten sich nicht nur aus Sprache zusammensetzt. Diese Sprache ist Bestandteil einer umfassenden Kommunikation, welche sich gegenseitig beeinflusst. Internationales Recht ist ein Subsystem der Kooperation zwischen Staaten, nicht ihr einziger Bestandteil.

Am Ausgangspunkt ihrer Theorie steht die Annahme, dass Staaten an Internationalen Verträgen teilnehmen möchten. Diese Aussage rüttelt an den Grundfesten vieler Theorien der Internationalen Beziehungen, sehen diese doch den Staat immer bedacht darauf einen Autonomie- und Souveränitätsverlust zu vermeiden. Allerdings ist nach Meinung der Autorin nicht die Lösung von Problemen der wirkliche Kernbereich von Verträgen, sondern vielmehr das Finden eines Mechanismus, mit dem man bestimmte Themen unter Kontrolle behalten kann. Dieser Ansatz sollte nicht kritiklos hingenommen werden: Die Vertragsdichte hat nach dem Zweiten Weltkrieg immens zugenommen, allerdings ist der Anteil der Themen, bei denen Kooperation und Verträge notwendig sind, ungleich höher. Das Aufzeigen der großen Anzahl der geglückten Regime blendet diese Non-Regime jedoch aus. Hiermit sind nicht nur Fälle gemeint, bei denen die Verhandlungen um einen Vertrag scheitern, sondern auch solche, bei denen diese Verhandlungen niemals in Angriff genommen werden.

Kooperation ist ein fester Bestandteil von multilateralen Verträgen, welche als ein strukturiertes Set von Ideen im großen Ideengebäude des Internationalen Rechts angesehen werden. In diesem Bereich versucht die Autorin, sich gegen den Regimebegriff abzugrenzen. Besonders wichtig ist ihr der pure Bezug auf die Verträge, während Regimeforschung häufig auch Bestandteile aufnimmt, die nicht in den Verträgen verankert sind. Um jedoch ihre Analyseeinheit klar abgrenzen zu können, lehnt die Autorin den Regimebegriff ab und definiert für ihre Arbeit eine neue Analyseeinheit: die Cognitive Structure of Cooperation (CSC). Die CSC ist eine bestimmte Menge von aufeinander bezogenen Ideen, welche sich im Kern auf politische Beziehungen in einem Themenbereich beziehen. Im Wesentlichen besteht die

CSC aus fünf Bestandteilen: dem Themenbereich, der erdachten Lösung, dem Legitimationsziel, dem CSC Mythos und einer Gründungsideologie. Anders als im Regimekonzept, bei denen es themenspezifische wie auch themenübergreifende Regime gibt, ist der CSC Themenbereich auf das wichtigste Thema des einzelnen Vertrages beschränkt. Dieser definiert den Inhalt des CSC. Als Legitimation gilt die Zielbestimmung, die in den kooperierenden Staaten der Öffentlichkeit als weitergehendes Ziel des Vertrages präsentiert wird, zum Beispiel Umweltschutz, Steigerung der Internationalen Sicherheit oder Aufrechterhaltung der Wettbewerbschancen. Die Gründungsideologie ist eine dem Vertrag zugrunde liegende Idee, deren Inhalte die Staaten als gegeben hinnehmen und aus der sie bereit sind ihre Lösung zu generieren. So ist zum Beispiel beim Nuklearen Nonproliferationsvertrag (NPT) die Idee, dass die Weiterverbreitung von Atomwaffen die Unsicherheit im Internationalen System erhöht. Die Gründungsideologie schränkt die inhaltlichen Möglichkeiten der Staaten beim Verfolgen des Legitimationsziels ein. Wenn die Legitimation nun Sicherheit in einer nuklear gerüsteten Welt ist, und die eben beschriebene Gründungsideologie vorliegt, so werden die Verhandlungen immer in einen Nichtverbreitungsvertrag münden, und nicht zum Beispiel in einem weltweiten Raketenabwehrsystem. Der CSC Mythos schließlich ist eine Schlussfolgerung und Unterstützung für die Gründungsideologie, zum Beispiel, dass der NPT vor einem Nuklearkrieg schützt. Das CSC Konzept ist alles in allem ein sehr interessantes, vor allem weil es bei genauerer Betrachtung den Charakter und die Rechtfertigung von internationaler Kooperation näherbringt. Allerdings sind die Bestandteile schwer zu ermitteln und haben eine geringe Trennschärfe, was den empirischen Wert der Theorie leider erheblich mindert. Darüber hinaus ist festzuhalten, dass die CSC-Bestandteile bestimmt nicht für alle beteiligten Staaten gleich sind. Wenn sich ein einzelner Vertrag aber schon auf viele unterschiedliche CSC begründet, fällt eine Untersuchung dieser Strukturen sehr schwer.

Um ihre Theorie weiter auszuarbeiten wendet sich die Autorin nach dem einleitenden Theorieteil zunächst dem Antarktis-Regime zu. Anhand dessen zeigt sie in drei Kapiteln auf, wie der heutige rechtliche Status der Antarktis sich auf drei unterschiedlichen CSCs begründet: dem Kolonialismus, dem Chilenisch-Argentinischen Grenzdisput und dem aufkommenden Szientismus-CSC der sechziger Jahre. In diesen Kapiteln gelingt es der Autorin sehr gut, die einzelnen Motivationen der Beteiligten aufzuzeigen und diese Motivationen in die Entwicklung der verschiedenen Verträge einzubauen. Diese Vorgehensweise entwickelt sie, um auf induktive Weise die CSC-Bestandteile in den einzelnen Abschnitten und Artikeln der Verträge zu verorten. Doch wie schon erwähnt erscheint eine einheitliche Verortung der Bestandteile, selbst in einem eingeschränkten Themengebiet wie dem Antarktis-Regime, nur schwer möglich.

In den unterschiedlichen Verträgen, die die Autorin im weiteren Verlauf ihres Buches untersucht, wird dies zunehmend schwieriger. Hierzu zählen der NPT, das Internationale Walfangabkommen, die Baseler Konvention und das UN Frauenrechtsabkommen. Während Frau Scott in ihren Fallbeispielen großes Fachwissen beweist, tut sie sich schwer, die von ihr vorher in der Theorie vorgelegten CSC-Bestandteile immer nachvollziehbar zu verorten. Auch scheint die Anwendung durch einen anderen Forscher schwer möglich, was nicht von einer hohen Reliabilität zeugt. Als großer Kritikpunkt ist des Weiteren zu nennen, dass die Autorin beim Versuch der Anwendung ihre eigene Theorie wieder schwächt, indem sie jedem Vertrag genau ein CSC zuweist. Die Vorstellung, dass es nur eine Begründung für alle Staaten gibt, sich an einem Vertrag zu beteiligen, bezeugt genau das Gegenteil der Intention der Autorin: sie erweist sich als vollkommen apolitisch. Genau so erscheinen aber die Verträge nach Betrachtung in den einzelnen Kapiteln.

Am Schluss wendet sich die Autorin noch einmal kurz der Regimeeffektivitäts-Debatte zu. Aber wenn Verträge im Wesentlichen auf Ideen und Ideologien beruhen, macht es dann Sinn, sich mit Effektivität im Sinne der Problemlösung auseinanderzusetzen?

Grundsätzlich muss man sagen, dass das Vorgehen und der Ansatz sehr hohe theoretische Ansprüche an den Lesenden stellen. Die zu Grunde gelegte politische Theorie ist äußerst kompliziert und teilweise auch sehr schwer verständlich beschrieben. Diese Hürde erschwert das Arbeiten mit den Inhalten des Buches wesentlich.

Es stellt sich die Frage, inwieweit sich auf dem von der Autorin eingeschlagenen Weg wirklich neue Erkenntnisse aufzeigen lassen. Die Forschung zur Verrechtlichung von internationalen Beziehungen hat im Allgemeinen in den letzten zehn Jahren erheblich an Quantität und Qualität gewonnen. Gerade weil multilaterale Verträge ein wichtiger Bestandteil der Internationalen Rechtsordnung sind, hat auch die traditionelle Regimeforschung ihnen einen hohen Stellenwert eingeräumt. Und im Vergleich hierzu stößt man in diesem Buch auf relativ wenig Neues. Die Regimeliteratur benutzt zwar nicht Begriffe wie die CSC, jedoch bezieht sie deren Inhalte sehr wohl mit ein. Als besonders wichtiger Strang wäre hier die Regimeeffektivitätsforschung zu nennen. Da diese Forschung häufig den Bereich der Internationalen Umweltpolitik untersucht, bezieht sie sich zumeist auf explizite, öffentliche Regime, was gleichbedeutend mit multilateralen Verträgen ist. So werden auch in der Regimeeffektivitätsforschung die einzelnen Ziele und möglichen Konflikte innerhalb eines Themenbereiches untersucht. Dies geschieht hier, um Gründe für den Erfolg oder Misserfolg von Verträgen zu finden. Jedoch zeigt sich, dass es meist eine Kombination aus Umweltbedingungen und Vertrag ist, die Erfolg oder Misserfolg determiniert.

Alles in allem lässt sich sagen, dass das Buch sich durch seine neue Vorgehensweise von anderen Werken abhebt und durch seine Verknüpfung mit der Ideologietheorie auch zu neuen Sichtweisen über multilaterale Verträge verhilft. Auch die detaillierten Fallstudien erzeugen einen großen Wissensgewinn. Allerdings macht sein sehr spezifischer und für die Disziplin der Internationalen Beziehungen ungewöhnlicher Ansatz den Zugang schwer und die Objektivierbarkeit der Ergebnisse scheint nicht unbedingt gegeben.

*Christopher Kaan, Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung*

Wuppertal Institut (Hg.): „Fair Future. Begrenzte Ressourcen und globale Gerechtigkeit“. C. H. Beck, München 2005, 278 Seiten, 19,90 Euro; Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn 2006, Schriftenreihe Bd. 533, Bestellnummer 1533, 278 Seiten, 4,00 Euro.

„Welche Globalisierung ist zukunftsfähig?“ Diese Frage war Ausgangspunkt für „Fair Future“, einen Report des Wuppertal-Instituts für Klima, Umwelt, Energie. Angesichts überlasteter Biosphäre und zunehmender Ressourcenkonflikte widmet sich das von Wolfgang Sachs und Tilman Santarius geleitete Autoren-Team dem Themenkomplex begrenzter Naturgüter und globaler Gerechtigkeit. In sieben Kapiteln geht es um die gerechte Verteilung der immer knapper werdenden Ressourcen, wie Öl, Wasser und Ackerfläche, in Zeiten der Globalisierung.

Im ersten Kapitel „Gerechtigkeit für Realisten“ werden Spannungen zwischen Ökologie und sozialer Gerechtigkeit herausgearbeitet und Interdependenzen betont. In einer globalen „verflochtenen Welt“ seien ökologische und soziale Gerechtigkeit keine Gegensätze mehr. Spätestens mit dem 11. September sei globale Gerechtigkeit zur Sache für Realisten, nicht mehr nur für Gutmenschen geworden. In einer interdependenten Welt hänge alles mit allem zusammen. Mächtige bekommen die Folgen ihres Handelns zu spüren. Aus einer Vielzahl von „Nationalgesellschaften“ entstehe eine „Weltgesellschaft“. Mehr Gerechtigkeit müsse deshalb global, nicht mehr nur im nationalstaatlichen Rahmen eingefordert werden.

Im zweiten Kapitel „Ungleichheit im Weltraum“ werden die gegenwärtigen Ungerechtigkeiten dokumentiert. Die Weltgesellschaft sei weit davon entfernt, allen Erdenbürgern den gleichen Zugang zu den Naturgütern des Planeten zu gewähren. Die „Triade der Allesfresser“, zu der Nordamerika, die Europäische Union und Japan zählen, habe den mit Abstand höchsten pro Kopf-Anteil am Ressourcenverbrauch. Längst gehöre sie allerdings einer „transnationalen Verbraucherklasse“ an, die nur etwa zur Hälfte noch in den Industrieländern angesiedelt ist. Auch in neuen Aufsteigerländern, Schwellenländern mit hoher Bevölkerung wie China und Indien, steige die Nachfrage nach Autos

und Fernsehern. Die transnationale Verbraucherklasse also wachse und ihre Nachfrage nach Naturgütern fordere die Biosphäre heraus.

Das dritte Kapitel „Arenen der Aneignung“ geht der Frage nach, wie die transnationalen Verbraucher in der Lage sind, den Löwenanteil der Ressourcen für sich zu erwerben. Vier Schauplätze von Ressourcenkonflikten werden näher betrachtet: Öl, Ackerfläche, Wasser und Patente auf Pflanzen. Die LeserInnen erfahren zum Beispiel, dass viele der Öl exportierenden Staaten so viel Geld im Ausland in Form von Unternehmensbeteiligungen und anderen Finanzanlagen investieren, dass sie selbst nicht an einem hohen Ölpreis interessiert sind. Ein billiger Ölpreis wiederum verhindere den Ausbau erneuerbarer Energien. Aufgrund der Endlichkeit des Öls ist eine Verschärfung des geopolitischen Konflikts aber vorprogrammiert.

Jedoch nicht nur Öl auch Ackerfläche ist laut „Fair Future“ mittlerweile eine global begehrte Ressource. Zwar sei die Fläche selbst ortsgebunden, aber die auf ihr bestellten Güter werden weltweit gehandelt. Dies führe zur absurden Situation, dass die Industrieländer mehr Fläche im Süden beanspruchen, als sie selbst durch den Export von Gütern zur Verfügung stellen.

Zugleich beute die transnationale Verbraucherklasse im Zuge der Globalisierung weitere Ressourcen wie Wasser fernab der eigenen Heimat aus. Für die Produktion eines zwei Gramm schweren 32-Megabyte-Computerchips zum Beispiel sind 32 Liter Wasser erforderlich, die Fertigung eines Automobils verschlingt bis zu 400.000 Liter Wasser. Wenn diese Produkte um die Welt bewegt werden, so ist dieses Wasser gewissermaßen „virtuell“ in ihnen enthalten. Je weiter dieser „aquatische Rucksack“ getragen wird, je weiter also die Nutznießer von den Folgen ihres Handelns entfernt sind, desto geringer sei in der Regel das Interesse an einem nachhaltigen Gebrauch von Wasser – ein Problem der Globalisierung.

Die Patente auf Pflanzen schließlich nehmen die Autoren zum Anlass um den „Kampf um einen Vorsprung bei Erfindungen und Technologien“ zu thematisieren. Vor allem durch die Zuweisung von geistigen Eigentumsrechten werde Wissen zu einer Ware, die sich weltweit vermarkten lässt. Dies liege vor allem im Interesse großer transnationaler Unternehmen. Besitzen sie die Nutzungsrechte, können sie für zum Teil schon seit Jahrhunderten bekannte kulturelle Praktiken kassieren. Festgelegt würden diese unfairen Regeln durch „Handelsexperten, Ökonomen und Unternehmensvertreter“ im Rahmen internationaler Handelsabkommen. Das Recht werde in diesem Zusammenhang als Instrument bestimmter Machtinteressen missbraucht.

Das vierte Kapitel „Leitbilder globale Ressourcengerechtigkeit“ entwirft hier anknüpfend Perspektiven einer Politik der Ressourcengerechtigkeit. Gut 25 Prozent der Weltbevölkerung eignen sich 75 Prozent der Weltressourcen an. Was könnten die Leitbilder einer Umverteilung sein?

Die behandelten Leitbilder sind Menschenrechte, Teilhabegerechtigkeit, fairer Handel und Schadensausgleich. Die wichtigsten Weichenstellungen hin zu einer gerechteren Welt haben dabei laut „Fair Future“ im Norden zu erfolgen, der Ressourcenverbrauch der „Allesfresser“ muss – so die Forderung – reduziert und ihre wirtschaftliche Vorherrschaft abgebaut werden.

Das fünfte Kapitel widmet sich „Gerechtigkeitsfähigem Wohlstand“. „Jenes Feuerwerk, das Europa abgebrannt hat, um groß zu werden, ist nicht wiederholbar, schon gar nicht an vielen Orten der Welt und mit ungleich größeren Bevölkerungen.“ Deshalb darf Wirtschaftswachstum nicht länger an einen hohen Ressourcenverbrauch gebunden sein. Für den Rückbau des Hochverbrauchs schlagen die Autoren einen Dreischritt von Effizienz, Konsistenz oder Suffizienz vor. Dies wird an den Beispielen Energie und Verkehr veranschaulicht. Eine Effizienzsteigerung kann durch technische Verbesserungen der Fahrzeuge, wie weniger Benzinverbrauch, und eine schonende Fahrweise erzielt werden. Konsistenzstrategien konzentrieren sich auf die Verlagerung des Personen- und Güterverkehrs auf Transportarten, die umweltfreundlicher sind, zum Beispiel die Verlagerung von der Straße auf die Schiene. Suffizienzstrategien schließlich zielen auf Verkehrsvermeidung. So verursacht zum Beispiel die regionale Beschaffung und Vermarktung kürzere Wege. „Anstatt immer weitere Entfernungen durch immer schnellere Verkehrswege und Verkehrsmittel zu überbrücken, geht es darum, verkehrssparende Strukturen aufzubauen.“

Für den Süden schlagen die Autoren das Konzept des *leapfrogging* vor, den froshgleichen Weitsprung an den Industrienationen vorbei. Sie sollen beispielsweise direkt zu modernen dezentralen, erneuerbaren Energien, wie Photovoltaik und Windkraft, übergehen, anstatt auf fossile Brennstoffe zu setzen. Ähnliches gilt für die mit dem Energiesystem eng verknüpften Stoffströme.

Im sechsten Kapitel schließlich werden die „Verträge für Fairness und Ökologie“ entworfen. Es geht darum, nach welchem Prinzip die globalen Ressourcen neu verteilt werden sollen. Nachdem die Autoren in den vorangegangenen Kapiteln erläutert haben, warum Freihandel nicht mehr als Allheilmittel gelten kann, fordern sie: „Fairhandel statt Freihandel“. Nur durch faire Verträge könne die bestehende Ungerechtigkeit durchbrochen werden und hätten Aspekte wie Menschenrechte, Fairness und Umweltverträglichkeit eine Chance. Es gehe darum, „die Welthandelsorganisation in ihrer gegenwärtigen Logik neu zu dimensionieren“.

Multilaterale Handelsabkommen seien zwar unverzichtbar, müssten aber auf einen Ausgleich zwischen unterschiedlich gelagerten Volkswirtschaften hinarbeiten. In einer Welt der drastischen Ungleichheiten sei es eben nicht fair, dass alle nach den gleichen Spielregeln spielen, weil dies die Schwächeren – nämlich die Entwicklungsländer – benachteilige. Kernaufgabe der Welthan-

delsorganisation sollte es deshalb sein, die Pluralität der Wirtschaftsstile zu garantieren und die institutionelle Vielfalt der Länder miteinander verträglich zu machen. „Wettbewerb, das ist der Ansatz dieses Gedankenmodells, ist für das Gemeinwohl erst dann gedeihlich, wenn das Spielfeld keine Schieflage zulässt zugunsten derer, die ihre Kosten auf andere abwälzen. (...) Erst bei möglichst umfassender Internalisierung externer Kosten kann der Wettbewerb eine allgemeine Wohlfahrtssteigerung hervorbringen. Mehr noch: Es kann sich möglicherweise auch ein Wettbewerb zwischen Ländern und Standorten zugunsten von Umwelt- und Menschenrechten entfalten.“

Im siebten Kapitel „Was taugt Europa?“ wird deutlich, von woher die Autoren einen Richtungswechsel erwarten. Mit dem Nein zum Irakkrieg habe sich Europa gegen eine „präventive Kriegsführung“ entschieden. Nun ginge es darum, „eine Politik der präventiven Gerechtigkeit“ zu verfolgen. Kern des europäischen Selbstverständnisses sei eine „öko-soziale Marktwirtschaft“. Auf ihr basiere die europäische Einigung. „Warum nicht auch für die Weltgesellschaft?“ fragen die Autoren. Sie fordern, und das ist die Antwort auf die Ausgangsfrage, welche Globalisierung zukunftsfähig ist: eine „öko-soziale Globalisierung“.

Die Erkenntnis klingt banal, aber offensichtlich ist auch die Frage nach einer zukunftsfähigen Globalisierung nicht neu. Es verwundert, dass ein Buch wie „Fair Future“ nicht schon längst existiert. Die Leistung des Autoren-Teams besteht darin, die bestehenden, meist komplexen Zusammenhänge, Theorien und Ansätze knapp und verständlich zu erklären. Sie zeigen überzeugend, warum die gegenwärtige Globalisierung aus ökologischer und sozialer Sicht schief läuft, und begehen nicht den Fehler, vorschnell Schuldige und vermeintliche Lösungen zu benennen.

Durch zahlreiche Beispiele wird die vielschichtige Thematik anschaulich in den alltäglichen Zusammenhang gerückt, ohne dass sich die Autoren im Detail des inzwischen hoch ausdifferenzierten Diskurses verlieren. Der Text ist spannend im journalistischen Stil geschrieben. Es wäre wünschenswert, dass mehr deutsche Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ihre Forschungsproblematik auf so verständliche und anregende Weise darzustellen wüssten. „Fair Future“ ist insofern in vielfacher Hinsicht Mission. Der Report bietet eine Grundlage für eine breite gesellschaftliche Debatte um begrenzte Ressourcen und globale Gerechtigkeit.

*Lena Partzsch, Freie Universität Berlin*